

Insel Verlag

Leseprobe



La Seur, Carrie
Denn wir waren Schwestern

Roman

Aus dem Amerikanischen von Christel Dormagen und Brigitte Heinrich

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4343
978-3-458-36043-8

Solange die Geister der Vergangenheit nicht ruhen ...

Ein Anruf und Almas Leben in Seattle gerät aus den Fugen: Ihre Schwester Vicky ist tot, erfroren in einer klirrend kalten Januarnacht. Alma muss zurück zu ihrer Familie nach Montana, an den Ort, dem sie vor langer Zeit den Rücken gekehrt hat, das ist sie Vicky schuldig. Früher waren die Berge, die urwüchsigen Wälder und weitläufigen Täler ihre Heimat, jetzt lösen der eiserne Griff des Winters und die abweisende Art der Menschen Beklommenheit in ihr aus. Und während die Erinnerungen an ihr früheres Leben, an ihre Schwester und an schmerzhaft erlebte Ereignisse wieder ans Licht drängen, erscheinen auch die Umstände von Vicky's Tod zunehmend rätselhaft und werfen immer mehr Fragen auf ...

Denn wir waren Schwestern erzählt von einer jungen Frau, die sich auf die Suche macht, nach ihren Wurzeln, nach sich selbst – und nach dem Mörder ihrer Schwester: der Kälte trotzend, getragen vom Geist indianischer Mythen und der Kraft der mächtigen Landschaft Montanas. Und nicht zuletzt von der Liebe zu einem Ort, den man Heimat nennt.

Carrie La Seur lebt in Billings, Montana. Nach einem Jurastudium an der Yale University kehrte sie nach Montana zurück und gründete eine Umweltorganisation, die sie seitdem leitet. Sie publizierte Artikel, Diskussionsschriften und Gesetzesrezensionen u. a. in *Grist*, *Harvard Law & Policy Review* und *Mother Jones*. *Denn wir waren Schwestern* ist ihr erster Roman.

insel taschenbuch 4343
Carrie La Seur
Denn wir waren Schwestern



Carrie La Seur

DENN WIR
WAREN
SCHWESTERN

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Christel Dormagen
und Brigitte Heinrich

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
The Home Place bei William Morrow,
an imprint of HarperCollins Publishers, New York.
Copyright © 2014 by Carrie La Seur
Published by Arrangement with Carrie La Seur

Umschlagfoto: Clayton Bastiani/Trevillion Images

Erste Auflage 2015
insel taschenbuch 4343
Deutsche Erstausgabe

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: cornelia niere, münchen
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany
ISBN 978-3-458-36043-8

DENN WIR WAREN SCHWESTERN

Für Esther und Jennie, Hüterinnen des Heims

Süßer als das Vaterland
ist nichts auf Erden zu finden.

[Lat., *Nescio qua natale solum dulcedine captos Ducit,
et immemores non sinit esse sui.*]

Ovid, *Epistulae ex Ponto* (I, 3, 35)

1. KAPITEL

Sonntag, 2.00 Uhr, Mountain Standard Time

Die Kälte einer Januarnacht in Billings, Montana, trifft dich persönlich, in Körper und Geist. Sie kennt deine Schwächen, sie spricht mit deinen Ängsten. Wenn du an einen Gott glaubst, dann schiebt sich diese Kälte wie ein Schleier zwischen dich und deine Gottheit. Sie lauert dir auf, wenn du allein bist, dort, wo sie dich niederringen kann. Wenn du weiß bist und aus einer der alten Familien stammst, flüstert sie dir ins Ohr, wie einsam und schutzlos du ihr in dem endlosen flachen Land ausgeliefert bist. Sie klingt wie das Geheul der Wölfe und dröhnt wie der Schall von Trommeln an all den leeren Orten, an denen du dich fragst, wer du bist und was du in höchster Not tun würdest. In dieser Kälte begreifst du endlich, dass du kein bisschen tapfer bist.

Wenn du indianisch bist, vielleicht ein durchgedrehter Crow oder Cheyenne, ein Shoshone, Hidatsa, Assiniboine, einer aus den gedemütigten Stämmen eines unversöhnlichen Landes, klingt die Kälte anders, aber sie kennt noch immer deinen Namen. Sie zeigt keine Gnade mit dir, ganz gleich, wie alt und eng ihre Beziehung zu deinen Müttern und Vätern auch sein mag. Du vor allem solltest wissen, dass sie eine Mörderin ist. Wie viele deiner Verwandten hat sie sich schon geholt? Mehr als Kriege und Autounfälle. Brennen deine Finger und Zehen in der Kälte, weil sie dir in der Kindheit erfroren sind, als du dich noch nicht zu schützen wusstest oder weil die Stromgesellschaft den Saft abdrehte, dein kleiner Rücken hart gegen den Kältefels des Winters gepresst?

Eine Frau Mitte zwanzig, zu dünn, mit langen, offenen braunen Haaren und verschmiertem rosa Lippenstift ist soeben in die früheste, dunkelste Stunde des Sonntagmorgens gestol-

pert. Ihre Haare sind ungepflegt, sie scheinen lange nicht mehr kräftig gebürstet worden zu sein, und ihre Augen sind schon seit frühester Jugend misstrauisch zusammengekniffen. Von Zeit zu Zeit verziehen sich ihre Lippen, als wollte sie sich über ihre Hammerzehen oder den verspäteten Sozialhilfescheck beklagen. Aus der Nähe sieht man ihre Augen, wie das Nordlicht, manchmal violett aufblitzen, aber für Fremde bleiben sie einfach nur stumm und trotzig grau. Die lange Nase und das flächige Gesicht erinnern an eine altmodische Schönheit, die mit eleganten Frisuren und Kleidern hervorgehoben werden will. Bei ihr wirkt diese Schönheit wie ein schäbiges Kleidungsstück, das, fadenscheinig von Alter und Erschöpfung, bald nur noch abgelegt werden kann.

Der Gang der Frau ist steif, selbst wenn man ihre Behinderung berücksichtigt. Die Prothese an ihrem linken Bein bewegt sich mechanisch, das Kniegelenk rotiert in einer Stahlkapsel. Sie trägt die Frau ziemlich gut, ohne jedoch die Illusion zu erwecken, dass da unter ihren engen stonewashed Jeans ein richtiges, komplettes Bein stecken könnte. Auch die spitz zulaufenden Cowboystiefel verbessern ihren Gang nicht. Sie schwankt leicht und rülpst. Sie durchwühlt ihre schwere, fleckige Leinenschultertasche auf der Suche nach einem Päckchen Zigaretten, aber die Schachtel ist leer. Sie hat ihren Mantel vergessen. Schon seit dem frühen Abend, so früh, dass die meisten Partygäste inzwischen besinnungslos sind, hat sie sich in dem spärlich möblierten Wohnzimmer eines Zweizimmer-Bungalows aus den 20er Jahren, nur wenige Blocks südlich der Bahngleise, zugekiff und betrunken. Sie wohnt dort mit einem fetten polnischen Alkoholiker, der Garfield Kozinsky heißt, so wie die Region in Montana, wo er geboren wurde. Er ist nicht ihr Freund, erzählt sie den Leuten, aber sie schläft mit ihm, und er will keine Miete von ihr.

Dieser Teil der Stadt lag schon auf der falschen Seite der Gleise, als sie in den 1880ern durch ganz Nordamerika gelegt wurden – damals, als Frederick Billings, der Eisenbahnmann,

großspurig und mit jeder Menge Geld und wilden Träumen in die Ebenen des Nordens einmarschierte. Das Geld ist längst versiegt, und wer hatte hier oben noch Träume? Wer wäre so blöd? Die mit den Träumen sind fortgegangen und haben die anderen ihrer Kältestarre überlassen. Die Gegend besteht aus verlassenen Grundstücken, Maschendrahtzäunen, beschädigten Holzverschalungen und Autowracks, die wie Schiffe aussehen, auf Grund gelaufen in diesem uralten Binnenlandmeer. Das Öl- und Kohle-Geld, das den Rest der Stadt schmiert, macht das trockene Knirschen der Not nur umso vernehmlicher. Draußen auf der Minnesota Avenue reflektieren die heruntergekommenen Ladenfronten mit ihren dreckigen, gesprungenen Schaufenstern und den uringetränkten Eingangstüren die Asche vergangenen Wohlstands.

An der Ecke gibt es eine alte Bäckerei, die noch aus den Zeiten stammt, als Pferde die Brotwagen durch die Straßen zogen. Wer durch die Ritzen der mit Brettern vernagelten Fenster späht, kann den Staub auf der langen Theke erkennen, der fast so aussieht, als wäre gerade der Teig fürs frühmorgendliche Backen geknetet worden. Der alte Lieferwagen der Bäckerei rostet aufgebockt links hinter dem Haus vor sich hin, ausgeweidet und sonnengebleicht. Auf den Grundstücken stehen Autos und andere ausgediente Maschinen herum, zwischen Häusern, die in wärmeren Teilen der Welt, wo niemand sich die Mühe machen würde, sie fertig zu bauen und zu heizen, Baracken genannt würden. Stoffschiebedächer und Polsterungen der Wagen sind zerfetzt, Türgriffe und Fensterkurbeln funktionieren nicht mehr. Sie fressen Benzin und laufen mit Isolierband, Bindedraht und Verzweiflung. Hier und da gibt es kreative Ausbesserungsversuche an der Karosserie. Ein alter Chevy etwas weiter oben in Kozinskys Straße hat einen Scheinwerferreflektor aus einer blechernen Kuchenform mit einem Loch in der Mitte für die Birne. Der leicht eingedellte Kotflügel wurde nicht mit richtigem Werkzeug, sondern mit Muskelkraft ausgebeult, und die Unebenheiten sind mit Kitt und Far-

be ziemlich buntfleckig bearbeitet worden. Das Ganze strahlt eine gewisse Würde, ja gar Eleganz aus, eine Ihr-könnt-mich-mal-Findigkeit, Stolz auf die bescheidene Reparatur.

Es heißt, die Kälte hält das Gesindel fern, aber vielleicht verbirgt sie es auch nur vor den Blicken. Der eisige Wind rast vom Beartooth-Gebirge westwärts, prallt gegen die Pryors, die Crazies, die Bull-Berge, sammelt neue Kräfte in den Gebirgsausläufern und über den Ebenen, zittert den Yellowstone und den mächtigen Elk River entlang – jagt heute Nacht mit großem Geheul. Die unbelaubten Bäume verneigen sich vor ihm, aber die Kiefern, diese einheimischen Damen, lüpfen nur ihre schweren Röcke und lassen den Wind hindurch. Der hebt den federleichten Schnee von ihren Zweigen und bläst ihn in kleinen, den Atem verschlagenden Blizzards durch die Straßen, einen nach dem anderen, wie Guerillatrupps, die vorrücken, angreifen, in Deckung gehen.

Brittany ist elf Jahre alt. Ihre Mutter glaubt, sie schlafe unter den Mänteln im hinteren Schlafzimmer, das in Wirklichkeit eine eisige Veranda mit Wänden ist, aber Brittany ist wach geblieben und angezogen und stellt sich zum Zeitvertreib vor, im Wohnzimmer wären lauter sprechende Tiere anstatt knurriger Menschen. Als irgendwann alle, die noch nicht gegangen sind, ziemlich besinnungslos herumliegen, beschließt ihre Mutter, ihrem Ex Dennis einen Besuch abzustatten, in der Hoffnung, dass er vielleicht noch ein bisschen Gras hat. Durch den Spalt der Schlafzimmertür, die nicht ordentlich schließt, beobachtet Brittany, wie ihre Mutter zuerst hinausstolpert und dann wegen ihrer Tasche noch einmal zurückkehrt. Brittany springt rasch wieder ins Bett, weil sie glaubt, ihre Mutter wolle in dem Haufen noch nach ihrem Mantel suchen.

Aber sie kommt nicht zurück. Stattdessen knallt die Haustür zu. Brittany rennt ins Vorderzimmer, hüpfte über die schlafenden Körper, klettert auf die Rücklehne der grauen Velourscouch und wischt einen Kreis in die beschlagene, zugefrorene

Scheibe, durch den sie hinausschauen kann. Sie sieht, wie ihre Mutter nach ihrem Schlüssel kramt und auf schlingern dem Kurs durch die Windböen Richtung Auto wankt. Sie fummelt an der Wagentür herum, gibt aber schnell auf und läuft stattdessen zu Fuß auf die Lichter der mehrere Blocks entfernten Siebenundzwanzigsten Straße zu. Niemand in dieser Straße hält es für nötig, den Bürgersteig frei zu räumen. Die dünne Schneesicht ist nach dem jüngsten Kälteeinbruch zu einer Eisschicht gefroren, die sich nur noch mit Hammer und Meißel aufbrechen ließe. Brittany beobachtet, wie ihre Mutter in Schlangenlinien mitten auf der Straße läuft und dabei mal klar, mal undeutlich zu sehen ist.

Der Wind treibt ununterbrochen Schneegestöber vor sich her. Brittany klettert auf der Rücklehne der Couch entlang und springt auf den kalten Fußboden neben der Haustür. Trotz des überheizten Wohnzimmers muss sie scharf die Luft einziehen, als sie die Tür öffnet und die Kälte sie überfällt. »Mom!«, ruft sie, aber der Wind drückt den Schrei tief in ihren Hals zurück. Sie versucht es noch einmal. »Komm zurück!« Da trifft eine Bö ihre Brust so hart, dass ihr die Luft wegbleibt.

Ihre Mutter schwankt weiter unsicher die Straße entlang, nimmt die Rufe hinter sich nicht wahr. Auf Zehenspitzen schleicht Brittany an den Körpern im Wohnzimmer vorbei. Ein langhaariger Typ mit fettigem Gesicht, der sich den Platz neben dem Heizungsrost ergattert hat, wacht halb auf und packt sie am Knöchel.

»He, Süße, holst du mir ein Bier?«

Brittany nickt und befreit ihr Bein aus seinem Griff. Im Fernsehen läuft *Fantasy Island*, und Ricardo Montalban sagt gerade mit schwerem Akzent etwas darüber, wie gefährlich es sei, Wünsche erfüllt zu bekommen, als Brittany endlich das gelbe Telefon an der Küchenwand erreicht. Manchmal gibt es kein Freizeichen. Heute Nacht gibt es eins. Sie atmet tief aus und wählt alle Nummern, die sie kennt. Die von ihrem Vater und von ihrer Urgroßmama, die von ihrer Großtante Helen

und von ihrem Onkel Pete. Dad nimmt nicht ab. Das tut er nie, aber sie ruft ihn immer als Ersten an. Bei ihrer Urgroßmama legt jemand verärgert auf, sie muss sich verwählt haben. Großtante Helen geht ran und erklärt ihr, nein, Onkel Walt werde nicht kommen, hör auf, mitten in der Nacht die Leute zu belästigen. Zum Schluss ruft sie Onkel Pete an, der noch am ehesten ja sagen wird, obwohl sie und ihre Mama bei ihm schon am häufigsten falschen Alarm geschlagen haben. Ihn möchte sie am wenigsten stören. Verschlafen sagt er, er kommt.

Brittany späht um den Türpfosten zu dem Biertrinker, der wieder eingeschlafen ist. Vorsichtig schiebt sie sich an der Wohnzimmerwand entlang zurück ins Schlafzimmer, wo sie den schwersten Mantel aus dem Haufen herauszieht. Dann schleicht sie wieder ins Wohnzimmer und klettert erneut auf die Lehne der Couch, die gegen das Vorderfenster geschoben ist. Die Kälte dringt widerstandslos durch die einfache Glas-scheibe. Brittany wickelt sich noch fester in den Mantel und starrt so lange hinaus, wie sie sich wach halten kann. Sie glaubt, auf der Straße Scheinwerfer zu sehen, aber sie kommen nicht bis zum Haus. Wäre es Pete, würde er auf seine geschäftsmäßige Art die Treppe hinaufrennen und ins Haus stürmen, ganz so, als hätte er als Einziger festen Boden unter den Füßen, während Kozinsky und all seine Kumpel sich an Deck eines schwankenden Schiffs befänden. Wenn sie Pete nicht bekommen kann, wünscht sie sich, ihr unsichtbarer Hund Burro wäre hier, würde, wie er es immer tat, zu ihr hochklettern, die Couch mit seinem Gewicht fast zum Umkippen bringen und sich gegen die Rückenlehne gepresst der Länge nach neben ihr ausstrecken. Beinahe kann sie ihn sehen, seine nach Hund riechende Wärme fühlen. Für einen kurzen Moment gestattet Brittany sich, Burros Kopf zu streicheln und ihn zu bitten, die Schritte ihrer Mutter umzulenken, gerade weit genug in Richtung Sicherheit. Brittany ist zu alt für Burro – man hat ihr klargemacht, dass das kindisch und albern sei. Burro ist davongetapst, als sie sieben oder acht war, aber sie denkt immer noch

an ihn, für sie ist er real, auch wenn sie nicht mehr von ihm spricht. Und heute Nacht ist er, ganz unerwartet, wieder aufgetaucht. Burro hebt den Kopf, blickt sie mit seinen mitfühlenden braunen Augen an und stupst sie mit seiner lakritzschwarzen Nase in die Hand. Der Trost ihres Freundes wärmt sie, macht sie schläfrig.

Sonntag, 7.45 Uhr, Mountain Standard Time

Soeben hat ein Frühaufsteher eine Frau mit dem Gesicht nach unten in einem Vorgarten gefunden, drei Blocks von Kozinskys Haus entfernt. Sie hält einen Schlüsselbund in der blutigen Faust umklammert, als habe sie sich beim Fallen oder beim Kampf mit einem Wagenschloss verletzt. Ihr alter Wollpullover ist völlig verdreht, die Tasche ausgekippt, aber das Portemonnaie steckt noch darin. Sie hat aus ihrer Nase und aus einer Wunde an der Schläfe geblutet, und unter ihrem Kopf hat sich eine hellrote Lache gebildet. Das Blut ist so schnell gefroren, dass es gar nicht braun werden konnte. Auf dem Eis sieht es noch so frisch und lebendig aus, als müsste die Frau nur verbunden und nach Hause geschickt werden. Im Kontrast zu dem leuchtenden Rot geht die Farbe ihrer Haut allerdings schon von neutraler Blässe in ein kränkliches Blau über. Auf dem harten Laken aus Eis und Schnee hinterlässt ihr Körper keinen Abdruck. Auf solch einen Boden zu fallen, muss schmerzhaft sein, aber das eisige Gesicht der Frau ist nicht zu einer Grimasse verzerrt. Es trägt einen Ausdruck kindlicher Ungläubigkeit, als sei sie vollkommen überrascht gewesen, als der Tod sich mit seinen klappernden Knochen und schleifendem Gewand über sie beugte und ihr den Atem nahm.

An diesem Morgen hat sich die Kälte auf leisen Sohlen davongeschlichen und diesen Anblick hinterlassen. Der Wind, der in der Nacht so wütend und grausam tobte, hat nachgelassen, und die Temperatur ist wieder über null gestiegen. Der

Streifenbeamte vom Polizeirevier in Billings, der den Anruf entgegengenommen hat, pustet frustriert auf seine erste Tasse Kaffee und starrt auf die Frau hinunter. »Ich hab' wirklich die Schnauze voll von dieser Scheiße«, sagt er, vielleicht zu den Sanitätern, die ihre Geräte ausgepackt haben, um an einem Körper, der bereits blau angelaufen ist, nach Lebenszeichen zu suchen. »Wenn sie im Juli losspeziiert wäre, hätte sie es wegschlafen können, statt in einem beschissenen Sack abtransportiert zu werden. Das macht einen krank.«

Er blickt hoch und bedauert seine Flucherei sofort, als er ein kleines Mädchen in einem sehr großen Mantel am Ende des Grundstücks um einen hohen Holzzaun stapfen sieht. Sie starrt auf den Körper und auf die Sanitäter, die ihre Lebensrettungsinstrumente inzwischen beiseitegelegt haben und dabei sind, einen Leichensack zu öffnen und eine Bahre auseinanderzuklappen. Der Polizeibeamte geht auf das Mädchen zu, stellt sich zwischen sie und das Hässliche hinter ihm, streckt seine Hand aus und murmelt ein paar beruhigende Worte, aber als die Mannschaft den Körper in den geöffneten Leichensack hebt, fällt der Kopf so weit zur Seite, dass das Mädchen die Tote genau erkennen kann. Sie streckt ihre Arme aus, greift nach links, als wollte sie etwas berühren oder sich festhalten, aber neben ihr nichts. Noch bevor der Beamte bei ihr ist, beginnt sie zu schreien.

2. KAPITEL

Sonntag, 6.45 Uhr, Pacific Standard Time

Es ist früh am Sonntagmorgen, als Alma an der Granitarbeitsplatte in ihrer Küche steht, sich einen Proteintrunk nimmt und mit der anderen Hand mehrere Zeitungen glattstreicht: die *Seattle Times*, die *New York Times*, die *Financial Times*. Sie steckt von Kopf bis Fuß in Fahrradkleidung, vom aerodynamischen Helm über die Pedalklemmen an ihren Schuhsohlen bis zum Pulsfrequenzanzeiger. Sie wirft einen raschen Blick auf ihre Uhr.

Die Aussicht von Almas Küche reicht weit übers Wasser bis hin zu den noch dunklen, kaum erkennbaren flachen blauen Inseln am westlichen Horizont. Sie geht in den Flur und späht kurz ins Schlafzimmer, wo Jean-Marc mit dem Gesicht zur Tür liegt. Beim Klackern der Pedalklemmen auf den Fliesen öffnet er die Augen.

»Schon so früh auf?«, fragt er und stützt sich auf einen Ellbogen. »Bleib noch ein bisschen, dann kann ich dir Frühstück machen, bevor du fährst.«

»Nein danke.« Alma lächelt, geht zum Bett, küsst ihn, nimmt gleichzeitig Handy und Schlüssel von der Kommode neben dem Bett und schiebt beides hinten in die Taschen ihres Trikots. »Wenn ich es früh ins Büro schaffe, können wir heute Nachmittag noch etwas zusammen unternehmen. Schlaf weiter.« Sie geht zur Haustür und schlüpft unterwegs in eine hautenge Jacke. In der Eingangshalle des Wohnkomplexes beschleunigt sie ihren klackernden Schritt und schiebt das Titanrennrad durch die Glastüren. Draußen klickt sie sich ins linke Pedal, stößt sich ab und schwingt ihr rechtes Bein über die Stange. Der Collegestudent, der auf der anderen Straßenseite gerade das Café öffnet, hält inne und schaut ihr gedankenver-

loren hinterher, während ein Jogger beinahe mit ihm zusammenstößt, auch er abgelenkt von ihrem rasanten Start. Alma bemerkt es aus den Augenwinkeln und gestattet sich ein zufriedenes Lächeln.

Mit rascher, trainierter Trittfrequenz fährt sie durch die Hügel im Norden von Seattle, wendet sich dann nach Süden, prüft das Display des Computers, der am Lenker befestigt ist: Geschwindigkeit, Trittfrequenz, Energieleistung, Pulsfrequenz. Wenn es dafür eine App gäbe, würde sie sich auch noch die aktuellen Aktienindices anzeigen lassen. Ohne hinzuschauen, umfährt sie Schlaglöcher, nimmt jede Ampel bei Grün, indem sie gezielt beschleunigt oder langsamer wird. Es herrscht sehr wenig Verkehr, aber Almas Körper registriert jedes unerwartete Vorkommnis auf der vertrauten Route.

Sie sollte sich über den bevorstehenden Deal Gedanken machen. Seit Wochen schon beschäftigt sich Alma mit nur einer Sache, der Ausarbeitung eines Fusionsvertrags für ihren Klienten und der Hoffnung, den Coup auch erfolgreich zu Ende zu bringen. Doch anstatt jetzt daran zu denken, beobachtet Alma den Himmel. Ihre Nase zuckt bei dem entfernt vertrauten Geruch nach Schnee. Ihr Instinkt rät ihr, nach Nebensonnen und schweren Wolken Ausschau zu halten, die Unwetter bringen, doch der Himmel hier ist kleiner und spricht eine andere Sprache, eine, die Alma nicht ohne weiteres versteht. Sie schüttelt den Kopf und zieht die Schultern gegen die schärfer werdende Kälte nach oben, rückt den molligen Kragen ihrer Jacke zurecht und schüttelt die Hände aus. Nach mehr als zehn Jahren wollen sie immer noch Zügel fassen und keine Fahrradlenker, aber schon lange sitzt sie nicht mehr auf einem Pferd, sondern auf einem Fahrrad namens Shadowfax.

»Lauf, Shadowfax, zeig uns, was Eile heißt!« murmelt Alma leise Gandalfs Worte aus Herr der Ringe und verzieht die kalten Wangen zu einem Lächeln.

Der östliche Morgenhimmel ist von hinten beleuchtet und schimmert taubengrau. Völlig verkehrt, diese Berge im Osten.